ANDREW MOTION

SILVER

Rückkehr zur Schatzinsel



Übersetzt von Klaus Modick

mare

mare

Andrew Motion

Silver

Rückkehr zur Schatzinsel



Aus dem Englischen von
Klaus Modick

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

Die Karte auf Seite 6 stammt von
Robert Louis Stevenson und ist einem Nachdruck
der Erstausgabe der *Schatzinsel* entnommen.

Die englische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Silver. Return to Treasure Island* bei
Jonathan Cape, Random House, London.

© Andrew Motion 2012

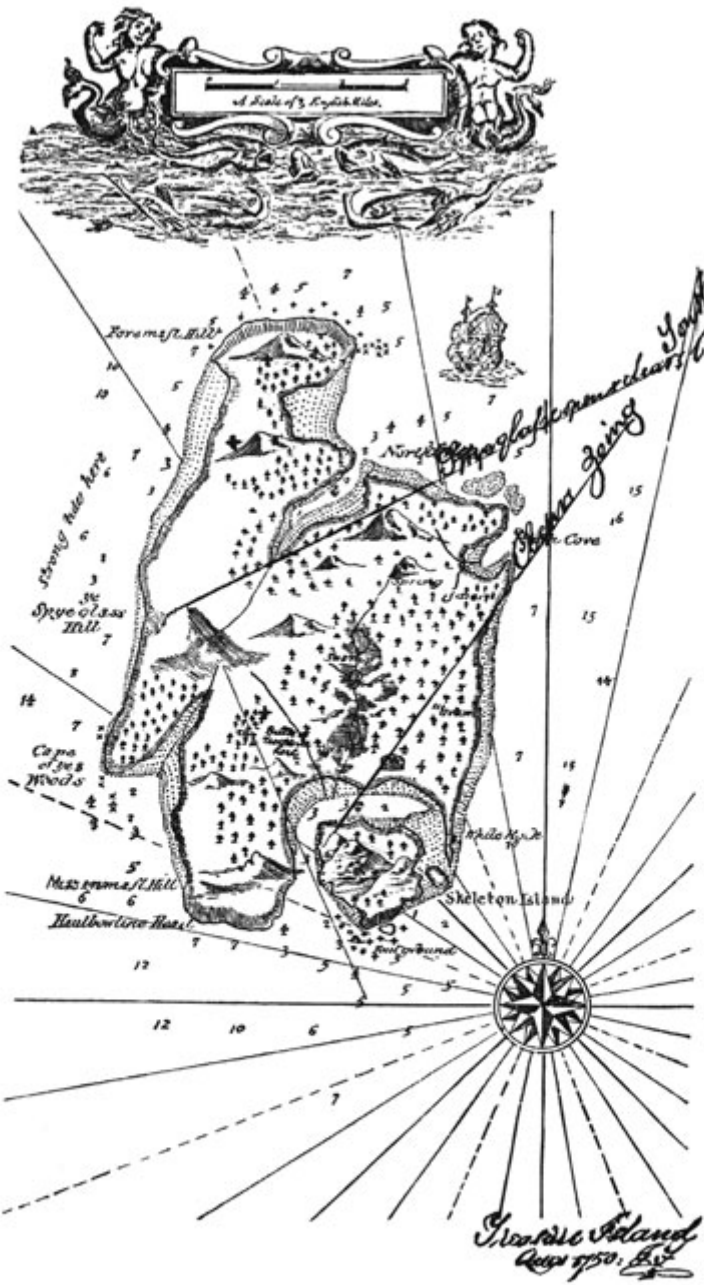
1. Auflage 2014
© 2014 by mareverlag, Hamburg

Typografie
Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Schrift Adobe Caslon Pro
Illustration Vorsatzpapier Joe McLaren
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-188-6



www.mare.de

Für Oscar Fearnley-Derôme


A Scale of 3 English Miles
Foremost Hills
Strong Tide here
Steeple of Savannah Hill
Cape of Woods
Heathbow Cape Point
Skeleton Island
Georgia Island
Gibson Labour D.Y. & Mrs W Bones Master & Ye Waters
Savannah Historic city July 1754 W. B.
Facsimile of Chart, Latitude and Longitude struck out by J. Hawkins



Inhalt

Teil I
Die Versuchung

1. Die Anweisungen meines Vaters
15
2. Die Geschichte meines Lebens
24
3. Meine Besucherin
36
4. Nach Wapping
53
5. Ich begegne einem Gespenst
63
6. Die farbige Frau
78
7. Flussabwärts
88
8. Kartenlektüre
106
9. Die *Silver Nightingale*
115
10. Kapitän und Besatzung
128

Teil II

Die Reise

11. Des Seemanns Abschied
141
12. Der Tod von Jordan Hands
150
13. Eine Welt der Wunder
169
14. Land ahoi!
175
15. Unser Ankerplatz
189

Teil III

Die Insel

16. Die andere Seite der Insel
197
17. Scotland
215
18. Die Geschichte der Ausgesetzten
230

Teil IV

Nattys Geschichte

19. Ein Spaziergang bei Nacht
243
20. Gefangen
252
21. Fragen ohne Antworten
261
22. Die Schlucht
284
23. Auf Wasser wandeln
303

Teil V

Das Nachspiel

24. Der Plan des Kapitäns
315
25. Ich werde gerettet
324
26. Vor mir mein Leben
339
27. Wir erreichen unser Ziel
343
28. In der Palisade
354
29. Die Unterhaltung am Tor
364
30. Der Kampf am Strand
380

31. Auf dem Weißen Felsen
391
32. Silberbarren
405
33. Die Beisetzung der Toten
412
34. Die Feuersbrunst
421

Teil VI

Der Schiffbruch

35. Wir verlassen die Insel
441
36. Sturm kommt auf
449
37. Der Schiffbruch unserer Hoffnungen
466

Teil I

Die Versuchung

1. Kapitel

Die Anweisungen meines Vaters

Zu jener Zeit tanzte ich nach der Pfeife meines Vaters. Ich stand jeden Morgen um sechs Uhr auf, schlich, um seinen Schlaf nicht zu stören, auf Zehenspitzen an seiner Tür vorbei und machte mich dann zwischen schalen Bierhumpen, Gläsern, Tellern, Messern, Tabakklumpen, zersplitterten Pfeifenstielen und anderen Überresten unterbrochener Geselligkeit, die unten im Schankraum auf mich warteten, so leise wie möglich an die Arbeit. Erst nach etwa einer Stunde, wenn ich alles aufgeräumt und ausgelüftet hatte, war mit dem Erscheinen meines Vaters zu rechnen, der mich dann regelmäßig beschimpfte, einen derart unerträglichen Lärm gemacht zu haben.

»Großer Gott, Junge«, lautete sein unvermeidlicher Gruß. »Musst du denn der ganzen *Grafschaft* Kopfschmerzen verpassen?« Wenn er das fragte, schaute er nicht in meine Richtung, sondern schlurfte von der Tür zu einem sauber gewischten Tisch und fläzte sich hin, wobei er sich die Hände gegen die Schläfen presste. Dem folgte stets das Gleiche: Ich musste Haltung annehmen, ihm eine belebende Ration Grog holen, ein paar Speckscheiben braten und sie ihm dann mit einer dick geschnittenen Scheibe braunen Brots servieren.

Ohne mit der Wimper zu zucken, kippte mein Vater den Rum herunter und verzehrte schweigend seine Mahlzeit. Ich sehe ihn jetzt so klar vor mir wie damals vor fast vierzig Jah-

ren. Das gerötete Gesicht, den strohblonden Haarschopf, die rot geränderten Augen – und die Schwermut, die ihn so offensichtlich umgab, wie Rauch um ein Feuer schwebt. Zu jener Zeit glaubte ich, dass er mit der Welt im Allgemeinen und mit mir im Besonderen unzufrieden war. Heute denke ich, dass er hauptsächlich von sich selbst enttäuscht war. Sein Leben hatte mit Abenteuern und Aufregung begonnen, strandete jedoch in der Banalität des Immergleichen. Sein Trost – der ihm vielleicht sogar Vergnügen bereitete – bestand darin, sein Frühstück zu beenden, indem er mir Anweisungen gab, von denen er meinte, dass sie mich so unfroh stimmen würden, wie er sich selbst fühlte.

An dem Tag, an dem meine Geschichte beginnt, nämlich Anfang Juli im Jahr 1802, bekam ich den Auftrag, das Wespennest aufzuspüren, von dem er glaubte, dass es sich in unserer Nachbarschaft befand, und es dann zu zerstören, damit unsere Gäste nicht weiter von den Insekten belästigt wurden. Nachdem das erledigt wäre, sollte ich in den Schankraum zurückkehren, mich um Essen und Getränke für den bevorstehenden Tag kümmern und mich zum Bedienen bereithalten. Gegen die erste dieser Aufgaben hatte ich durchaus nichts einzuwenden, weil sie mir die Möglichkeit meiner eigenen Gesellschaft bot, welche mir zu jener Zeit meines Lebens die liebste war. Was ich von der Aussicht auf weitere lästige Pflichten im Schankraum hielt, muss ich wohl kaum erwähnen.

Weil es nicht meiner Gewohnheit entsprach, meinen Vater dadurch zu unterhalten, dass ich ihn merken ließ, was mir gefiel und was nicht, ging ich meiner Pflicht schweigend nach. Das bedeutete zu nicken, um anzuzeigen, dass ich verstand, was er verlangte, mich dann zu einem der vielen Fässer, die in der Nähe standen, zu begeben, einen Schuss des besten Biers

in einen Humpen zu zapfen und diesen Humpen nach draußen zu der Bank zu bringen, die sich an der Vorderseite unseres Hauses mit Blick auf den Fluss befand. Hier setzte ich mich hin und wartete darauf, dass unsere Feinde mich finden mochten.

Es war ein schöner Morgen. Nebel hob sich bereits von den Ufern und Bächen, und das Panorama unserer Nachbarschaft sah ganz reizend aus. Jenseits des Flusses, der an dieser Stelle stromabwärts von Greenwich mindestens dreißig Meter breit war, verschwamm olivfarbenes Marschland, wo es den Horizont berührte, zu zartlila Tönen. Auf der Themse begann soeben die tägliche Arbeit. Große Handelsschiffe, die zu ihren Reisen um den Globus aufbrachen, kräftige kleine Kohlebarken, Fähren, die Männer auf dem Weg zur Arbeit aufnahmen, schlichte Ruderboote und Jollen glitten alle so sanft wie Käfer auf dem Ebbstrom dahin. Obwohl ich eine derartige Prozession während meines Lebens zu Hause täglich zu sehen bekam, empfand ich den Anblick doch immer noch als großartig. Gleichermaßen angenehm war der Gedanke, dass weder die Seeleute auf diesen Schiffen noch die Fischer, die den Treidelpfad entlangzogen, und auch nicht die Kahnführer mit ihren bimmelnden Pferden meine Anwesenheit mit mehr als einem schlichten Gruß zur Kenntnis nahmen oder meine Konzentration auf meine Aufgabe störten – die, wie gesagt, wesentlich aus Warten bestand.

Als sich Sonne und Brise, die sich mit einem einschläfernden Duft von den sich abzeichnenden Schlickbänken mischten, mich fast schon wieder in Schlaf gewiegt hatten, bekam ich, was ich wollte. Eine große und neugierige Wespe (oder ein *Jasper*, wie wir sie hier im Mündungsgebiet nannten) umschwebte vorsichtig meinen Humpen, setzte sich dann auf den Rand und verschwand mit einer scheuen Kreisbewegung

in seinen Tiefen, bis sie fast den Nektar berührte, den ich beschafft hatte. In diesem Moment legte ich meine Hand über den Humpen und schwenkte seinen Inhalt heftig hin und her, um eine Art Tidenhub zu erzeugen.

Nachdem ich wie ein Tyrann, der einen seiner Untertanen erschreckt, das Ganze einige Augenblicke lang durchgeschüttelt hatte, zog ich meine Hand zurück und goss die Flüssigkeit vorsichtig neben mich auf die Sitzfläche der Bank. Der Jasper war inzwischen halb er- und halb betrunken, konnte seine Beine nicht mehr bewegen, und seine Flügel zuckten matt. Er war nun so hilflos, wie von mir gewünscht, weil ich in meine Hosentasche greifen und den hellroten Baumwollfaden, den ich mitgebracht hatte, herausziehen und dann um die Hüfte meines Gefangenen binden konnte. Ich tat das sehr sanft, um mich nicht wider Willen in einen Henker zu verwandeln.

Danach blieb ich noch so lange in der Sonne sitzen, wie der Jasper brauchte, um wieder zu sich zu kommen und seine Flugfähigkeit zurückzuerlangen. Um diesen Prozess zu beschleunigen, wollte ich mich auf die Brise verlassen, aber als ich meinen Vater über mir durch sein Schlafzimmer trampeln hörte, wärmte ich die Wespe zusätzlich mit meinem eigenen Atem. Ich wollte ein weiteres Gespräch mit ihm vermeiden, weil ich wusste, dass er mir nur noch mehr Befehle erteilen würde, dies zu besorgen und jenes zu schleppen. Doch ich hätte mir keine Sorgen machen müssen. In dem Moment, in dem ich hörte, dass seine Fensterläden aufgestoßen wurden, und mir schon vorstellte, wie mein Vater sich in die Schultern warf, um mir etwas zuzubrüllen, torkelte Herr Wesperich von unserer Bank.

Mehr als einen niedrigen, gewissermaßen stolpernden Flug brachte er nicht zustande, und ich meinte schon, dass

dieser ihn über den Fluss führen würde – in dem Fall wäre er mir entwischt. Aber bald entdeckte er seinen inneren Kompass wieder und machte sich Richtung Marschen auf, wobei er sich zweifellos selbst zu seiner wundersamen Befreiung gratulierte und beständig an Höhe gewann. Schnell lief ich ihm nach, fixierte mit dem Blick den hellen Faden, der ihn sichtbar machte, und war erleichtert, dass er ihn nicht als störend empfand. Sobald wir mein Zuhause und den Fluss, die Schuppen, in denen mein Vater seine Rumfässer lagerte, und den Obstgarten, in dem wir Äpfel für Cider anbauten, hinter uns gelassen hatten, erreichten wir offenes Gelände.

Einem Fremden dürften die Marschen wohl nur wie eine Wildnis vorkommen – ein Moor, das von so vielen kleinen, in die Themse mündenden Rinnsalen durchzogen war, dass es von oben wie die Glasur eines Topfes aussehen musste. Überall herrschte das gleiche gebrochene Grün oder Grünblau oder Grünbraun. Es gab keine hohen Bäume, nur ein paar kahle Stämme, die der Wind zu qualvollen Verrenkungen verformt hatte, und keine Blumen, die einem Herrn oder einer Dame bekannt gewesen wären.

Für mich war dieser Ort ein Paradies, und jede Stimmung und jedes Detail waren mir vertraut. Ich genoss die hohen Himmel und den freien Blick aufs heranziehende Wetter. Ich liebte die unzähligen verschiedenen Sorten von Gräsern und Kräutern. Ich merkte mir die unterschiedlichen Arten der Gänse und Enten, die im Frühling zu Besuch kamen und im Herbst wieder davonzogen. Am besten gefiel mir die Ansammlung englischer Vögel – die Zaunkönige und Hänflinge, die Finken und Drosseln, die Amseln und Stare, die Kiebitze und Falken –, die zu jeder Jahreszeit blieben. Wenn die Kanäle bei Flut anschwollen und der Untergrund zu sumpfig zum Gehen wurde, glich ich dem aus seinem Garten

verbannten Adam. Wenn die Strömung dann wieder wechselte und der Untergrund nahezu fest wurde, erfüllte sich die Sehnsucht meines Herzens erneut.

Es war immer mein größtes Vergnügen gewesen, ziellos umherzustreifen – doch an diesem besonderen Tag konnte ich mich nicht treiben lassen, da mein Gefangener mich weiterlockte. Während er geradeaus flog, musste ich ausweichen und lavieren, kreuz und quer laufen, springen und kehrtmachen, um mit ihm Schritt zu halten. Und weil ich darin ein Experte war und das Gelände wie meine Westentasche kannte, hatte ich ihn immer noch fest im Blick, als er sein Ziel erreichte. Es handelte sich um einen der gekrümmten Bäume, die ich bereits erwähnte – eine Esche, die in einem entfernten Teil der Marsch stand und von den Stürmen zur Form des Buchstabens C gebeugt worden war. Sobald ich diese Kuriosität erblickte, wusste ich, wohin mein Freund wollte. Schon aus der Entfernung von fünfzig Metern sah ich das wie ein Juwel an einem Ohr baumelnde Nest.

Ein Juwel allerdings, das aus Kleister oder Papier gemacht und wie ein längliches Oval geformt war. So bauen die Jasper nämlich ihre Nester – sie zerkauen winzige Holzpartikel und vermischen sie mit ihrem Speichel, bis ein Kegel entstanden ist. In diesem Kegel schützen sie ihren Schwarm und insbesondere ihre Königin, die in jeder Zelle ihre Eier ablegt. Es ist schon bemerkenswert: Geschöpfe, die dem menschlichen Auge verwirrt erscheinen und stets in unterschiedliche Richtungen oder in überhaupt keine Richtung schwirren, sind in Wirklichkeit sehr diszipliniert und gut organisiert. Jedes einzelne muss seinen Teil zur Entstehung ihrer Gesellschaft beitragen und tut dies instinktiv.

Während ich mich dem Nest näherte, wurde meine Bewunderung dafür immer größer, und ich fragte mich, ob ich

nicht zu meinem Vater zurückgehen und ihm erzählen sollte, ich hätte seinen Befehlen gehorcht, ohne sie tatsächlich ausgeführt zu haben. Ich wusste, dass er der Sache niemals nachgehen würde: Das Nest befand sich in einem Teil der Marsch, der sogar mir abgelegen vorkam. Ich wusste aber auch, dass ich dann mit der Lüge leben müsste, was mir nicht leicht fiele, während die Wespen uns auch weiterhin belästigen würden.

Diese beiden Gründe hätten allein schon ausgereicht, um an meinem Auftrag festzuhalten. In Wahrheit gab es noch einen dritten, der mir ungleich überzeugender vorkam – auch wenn es einer ist, den einzuräumen ich zögere, weil er allem zu widersprechen scheint, was ich bislang über meine Vorlieben und Abneigungen gesagt habe. Dies war meine *Lust*, das Nest zu zerstören. Es machte mich neugierig. Es faszinierte mich. Doch mein Interesse hatte sich schnell in Besitzgier verwandelt – und da ich es nicht besitzen konnte, blieb seine Zerstörung die einzige Alternative.

Deshalb sammelte ich jedes Stückchen Treibholz und jedes Stöckchen, das die Sonne getrocknet hatte, und als ich endlich wieder neben der Esche stand, trug ich ein Bündel von der Größe eines Heuhaufens in meinen Armen. Ich legte es unterhalb des Nestes auf den Boden und trat dann einen Schritt zurück, um die Szene in meinem Gedächtnis zu verankern. Der Baumstamm war sehr glatt, als hätte ihn der Wind so lange und so bewundernd liebkost, bis sich die Rinde in Marmor verwandelt hatte. Das Nest, umschwirrt und umwirbelt von etwa einem Dutzend Jasper, die mich gar nicht zur Kenntnis nahmen, maß von Kopf bis Fuß etwa dreißig Zentimeter und wurde zur Mitte hin dicker. Es war bleich wie Pergament und hatte hier und da kleine Falten und Pickel, die ich für Ausscheidungen hielt, die die einzelnen Wespen bei der Arbeit produzierten.

Nachdem ich so lange hingeschaut hatte, bis ich glaubte, den Anblick nie wieder zu vergessen, kniete ich mich auf den Boden, zog eine Zunderbüchse aus der Tasche und steckte das Material, das ich gesammelt hatte, in Brand. Die Flammen schlugen schnell in die Höhe und verbreiteten einen süßen Harzgeruch, und innerhalb einer Minute war das ganze Nest wie von einer Flammenhand ergriffen. Ich rechnete damit, dass die Bewohner ausfliegen würden, und dachte, dass sie mich vielleicht sogar attackieren könnten, weil ich ja ihr Zerstörer war. Doch nichts dergleichen geschah. Die Wespen außerhalb des Nestes flogen einfach davon – was geschah, schien ihnen gleichgültig zu sein. Diejenigen innerhalb des Nestes, es müssen viele Hundert gewesen sein, zogen es vor, bei ihrer Königin zu bleiben und mit ihr zu sterben. Ich hörte mehrere Körper mit einem merkwürdig hohen Ton explodieren, der wie das Summen einer Mücke klang. Der Rest erstickte lautlos im Rauch.

Nach kaum mehr als zwei oder drei Minuten war ich mir sicher, meine Arbeit getan zu haben. Ich schlug das Nest ab, sodass es in die Asche meines Feuers fiel und auseinanderbrach. Die Wabe war dunkelbraun und wunderbar zierlich; jede Zelle enthielt eine verschrumpelte Larve. Die Königin, die fast so groß wie mein Daumen war, lag umgeben von ihren toten Soldaten im Zentrum. Ihr Anblick hatte etwas Edles und erfüllte mich mit so großer Neugier, dass ich gar nicht merkte, wie ich mich beinahe versengte, als ich zwischen den Trümmern kniete und mich über sie beugte.

Schließlich stand ich auf und wandte mich heimwärts, gewiss, dass mein Vater mit meiner baldigen Rückkehr rechnete. Nach einer Weile beschloss ich jedoch, nicht ihm, sondern mir selbst eine Freude zu machen, und änderte meine Richtung. Ich wanderte noch tiefer in die Marschen, sprang über

die Bäche und schlug diesen oder jenen Weg ein, um die breiteren Kanäle zu umgehen, bis ich mich völlig verlaufen hatte. Dort, in der tiefsten Einsamkeit aus Grün und Blau, begann ich über mein Leben nachzudenken.

2. Kapitel

Die Geschichte meines Lebens

Ich war zwar nie ein ungezogenes Kind, aber doch eine Enttäuschung für meinen Vater. Stehlen, Betrügen, Grausamkeiten – all das überließ ich anderen. Meine Vergehen waren weniger schwerwiegend, summierten sich jedoch zu einem Charakterzug der Wildheit. Ich missachtete häufig die Wünsche meines Vaters und manchmal auch seine Befehle. Ich widersetzte mich den Plänen, die er für mich hegte. Ich war lieber mit mir allein als in der Gesellschaft, von der er wünschte, dass ich mich in ihr wohlfühlte.

Bei genauerem Nachdenken mag statt Wildheit *Unabhängigkeit* ein besseres Wort für das sein, was ich eben beschrieben habe. So oder so bleibt die Frage: Was hat sie verursacht? In unserer Jugendzeit blendet uns die Hitze der verstreichenden Augenblicke, und wir halten selten inne, um nachzudenken. Heute, da meine Jugend nur noch eine ferne Erinnerung ist und ich einen weiteren Blick auf meine Existenz gewonnen habe, zieht es mich stärker zu Erklärungen.

Zum einen starb meine Mutter unter den Schwierigkeiten, mich zur Welt zu bringen – und als hätte sie mir eine ihrer eigenen Charaktereigenschaften vererbt, erwuchs daraus meine Neigung, mich als jemanden zu verstehen, für den das ganze Leben eine einzige Schlacht ist. Wo es keinen Kampf gibt, tendiere ich dazu, einen zu erfinden, um mich meines eigenen Mutes zu vergewissern.

Die zweite Ursache, die noch durch den Umstand verstärkt wurde, dass ich weder Bruder noch Schwester habe, war das Land, in dem wir lebten. Mit Land meine ich nicht die Nation England, sondern eher die Landschaft – nämlich das Nordufer der Themse an einem bedeutungslosen Ort zwischen London und dem offenen Meer. Wie diese Landschaft heute aussieht, kann ich mir lediglich vorstellen, da ich seit vielen Jahren nicht mehr in der Heimat gewesen bin. Höchstwahrscheinlich ist sie mit allem bebaut, was für den Betrieb von Docks und Kaianlagen notwendig ist. Aber wie sie damals war, weiß ich noch sehr genau.

Auf der Landseite unseres Hauses erhoben sich die Marschen lediglich einen Viertelfaden über dem Wasserspiegel und das Viertel eines Viertels bei Hochwasser. Die umliegenden Gebäude waren kaum richtige Häuser, sondern nur grob zusammengezimmerte Schuppen, in denen Fischer ihre Ausrüstung lagerten und andere, geheimnisvollere Besucher Dinge abluden oder abholten, die für sie wertvoll waren. Wenn der Nebel es zuließ, gaben diese Hütten eine eindrucksvolle Silhouette ab; Dachsparren ragten in merkwürdigen Winkeln hervor, Dächer sträubten sich wie Haarsträhnen, und Fenster formten ein schräges Gesicht. Meine jungen Augen erblickten in ihnen eine Ansammlung von Ungeheuern oder jedenfalls warzigen Hexen, die sich über einem Kessel die Hände rieben. Lange stand keine dieser Hütten. Was der Wind nicht niederdrückte, verschluckte die Marsch. Und was die Pfade betraf, die sich zwischen und jenseits von ihnen dahinschlängelten, so vergaßen auch diese bald das Ziel, das sie zu Beginn ihrer Reise im Kopf gehabt haben mochten, und endeten im Durcheinander oder im Nirgendwo.

Wenn ich die Gegend als Furcht einflößend schildere, habe ich dafür gute Gründe. Wanderte ich allein unter den wei-

ten Himmeln dahin, hörte ich häufig hinter mir Schritte, wo es keine gab, oder spürte, wie die Stille mich gleich einer Hand am Kragen packte. Doch um ehrlich zu sein, waren die Stimmen der Marsch und insbesondere die des Flusses niemals ganz das eine oder das andere; sie setzten sich aus einer Mischung von Geräuschen zusammen, gespannt zwischen Seufzen und Lachen, als könnten sie sich nie entscheiden, ob sie von Kummer oder Glück künden sollten. So abwegig es klingen mag, liebte ich die Gegend aus ebendiesem Grund: Sie zeigte stets zwei Gesichter.

Das Bild meines Vaters, wie ich es bereits gezeichnet habe, dürfte ihn vergleichsweise unkompliziert erscheinen lassen – und das war er in gewisser Weise auch. In anderer Hinsicht war er aber so widersprüchlich wie die Landschaft, die ihn umgab. Ich werde nun erklären, wie es dazu kam.

Schon der Vater meines Vaters hatte ein Gasthaus besessen – das Admiral Benbow im West Country an der Küste bei Bristol. Hier verstarb er früh, woraufhin mein Vater sich am Anfang des großen Abenteuers fand, das fortzusetzen mein Schicksal geworden ist. Dies Abenteuer begann im Benbow mit der plötzlichen Ankunft von Billy Bones, einem ramponierten alten Seebären, der vor langer Zeit Bootsmann des berüchtigten Freibeuters Captain Flint gewesen war und dessen einziger Besitz aus einer noch viel ramponierteren Seekiste bestand. Für ein oder zwei Wochen verursachte die Anwesenheit dieses Burschen im Benbow keine größeren Probleme – bis zum Auftauchen eines zweiten Fremden, einer blassen, talggesichtigen Kreatur, die trotz ihres gespenstischen Gesichts unter dem Namen Schwarzer Hund segelte, und kurz darauf eines blinden Manns namens Pew, dessen Auftreten so schockierend war, dass der arme Bones fast im gleichen Augenblick, da er ihn sah, tot umfiel. Um genau zu

sein, steckte Pew ihm den Schwarzen Fleck zu; ein Mann überlebt es nicht lange, wenn ihm das tödliche Zeichen verpasst worden ist.

Dem folgte bald eine Geschichte voller dramatischer Ereignisse: ein Piratenüberfall auf das Gasthaus, ein Entkommen im letzten Augenblick, die Entdeckung einer alten Karte, das genaue Studium dieser Karte, die Einsicht, dass Captain Flint auf einer gewissen Insel Schätze zurückgelassen hatte, eine in Bristol geplante und von dort ausgehende Expedition, um besagten Schatz zu bergen, der Verrat der Mannschaft und insbesondere eines glattzüngigen Galgenvogels namens John Silver, der sich mit einem Papagei schmückte, um sein fehlendes Bein zu kompensieren, ein sehr gefährlicher und dramatischer Aufenthalt auf der Insel, die Entdeckung einiger Teile des Schatzes und schließlich die Rückkehr in die Sicherheit Englands.

Ich habe dies alles gerafft dargestellt und dabei die Namen der meisten Hauptpersonen und sogar einige Teile des Abenteuers selbst ausgelassen, weil ich es von meinem Vater so viele Hundert Mal erzählt bekommen habe, dass ich es nicht über mich bringe, es auch noch lang und breit niederzuschreiben. Selbst die größten Geschichten der Welt, vielleicht sogar die unseres Herrgotts, ermüden nur durch ständiges Nacherzählen. Um das Folgende zu erhellen, möchte ich lediglich anfügen, dass der Formulierung *einige Teile des Schatzes* besondere Beachtung zu schenken ist, um die Vermutung zu unterstreichen, dass gewisse *andere Teile davon* unentdeckt blieben. Ich weise außerdem darauf hin, dass bei der Abreise meines Vaters drei besonders aufsässige Mitglieder der Mannschaft, die mein Vater als Meuterer bezeichnete, auf der Insel ihrem Schicksal überlassen wurden. Vieles von dem, was noch zu sagen sein wird, bezieht sich auf diese Details.

Sobald mein Vater nach Bristol zurückgekehrt war, erhielt er seinen Teil vom Erlös des Schatzes, welcher sich insgesamt auf die erstaunliche Summe von siebenhunderttausend Pfund belief. Er prahlte oft mit dem Geld, indem er es zum Anlass für Moralpredigten über den Preis der Sünde nahm – die allerdings viel zweideutiger klangen als von ihm beabsichtigt. Über seinen eigenen Anteil machte er keine präzisen Angaben und bezeichnete ihn lediglich als »ausreichend«, um dann unverzüglich auf Ben Gunn zu sprechen zu kommen, einen wilden Mann, den er auf der Insel aufgespürt, zu dessen Rettung er beigetragen hatte und dem tausend Pfund zugesprochen worden waren, die er in neunzehn Tagen verprasste, sodass er am zwanzigsten Tag wieder ein Bettler war, dem man eine Hütte überließ – genau, wie er es stets befürchtet hatte.

Wie hoch auch immer der genaue Anteil meines Vaters am Schatz sein mochte, war doch klar, dass er sich keine Sorgen mehr machen musste, solange er nicht dem Beispiel Ben Gunns folgte. Er kehrte ordnungsgemäß zu seiner Mutter zurück, die das Benbow in Black Hill Cove nun allein führte, und half ihr bis zu seiner Volljährigkeit bei dessen Bewirtschaftung. Dann aber war er es leid, an einem derart abgelegenen Ort zu leben, der einen krassen Gegensatz zu den Aufregungen bildete, die er auf See kennengelernt hatte, und so zog er nach London, wo er sich mehrere Jahre seinen Vergnügungen hingab.

Jedem Sohn fällt es schwer, sich die Jugend seines Vaters vorzustellen – für den Sohn wird der Vater im Allgemeinen eine Gestalt gediegener Gewohnheiten und solider Ansichten sein. Doch ist es klar, dass mein Vater während seiner Zeit in der Großstadt sehr viel draufgängerischer lebte, als ich ihn im Lauf meiner eigenen Existenz je kennengelernt habe. Befreit von der Last, sich um seine Mutter kümmern zu müs-

sen (die ihren Kopf nun an die Schulter eines ihr zugeneigten, älteren Seemanns lehnte, der bald darauf ihr Gatte wurde), und durch unzählige neue Versuchungen angeregt, wurde er seinen eigenen Worten zufolge *eine stadtbekannte Erscheinung*.

Dies geschah noch vor jener Epoche, in der ein modebewusster Mann sich am eigenen Kragen die Wange hätte aufschlitzen können, wenn er den Kopf zu heftig umwandte. Gleichwohl war es in unserem Land eine Zeit wachsender Möglichkeiten, mit denen ein vermögender Mann seine Mittel verprassen konnte, wenn ihm danach war. Mein Vater gehörte nicht zu denjenigen, die den lieben langen Tag den Strand entlangflanierten, um die Aufmerksamkeit einer jungen Dame auf die Spannung in seinem Hosenbein oder den aparten Farbton eines Reithandschuhs zu lenken. Dem Vergnügen war er dennoch nicht abgeneigt – und das allmähliche Schwinden seines Vermögens lässt darauf schließen, dass eine geraume Zeit in vornehmen Gasthäusern mit wertvollen Gemälden an den Wänden und teurem Porzellan auf dem Tisch und Dienern, die ihm jeden gewünschten Komfort lieferten, hinreichte, einen großen Teil des Reichtums auszugeben, den er aus jenem weit entfernten Sand gegraben hatte.

Ob er schließlich vollends verarmt wäre, vermag ich nicht zu sagen. Mit Gewissheit weiß ich nur dies: Als er sich noch nicht lange in seinem dritten Lebensjahrzehnt befand (das heißt also in der ersten Hälfte der 1780er-Jahre), begegnete ihm in Gestalt meiner Mutter ein mäßigender Einfluss. Sie war die Tochter eines Stallbesitzers, der am östlichen Stadtrand ein erfolgreiches Unternehmen betrieb, in dem Tagesgäste aus Edmonton und Enfield ihre Pferde einstellten und häufig zum Essen blieben, bevor sie ihre Heimreise fortsetzten. Ihre Erfahrungen in diesem Haus hatten das fleißige Mädchen in eine geschäftstüchtige junge Frau verwan-

delt. Rasch überzeugte sie meinen Vater, seine Lebensweise zu mäßigen, und lenkte ihn auf den Pfad, der in der Welt zur Achtbarkeit führt. Er trennte sich von seinen Spielkarten und Würfeln. Er löste gewisse zweifelhafte Beziehungen. Er ordnete seinen Tagesablauf. Er machte sich selbst zu einem erfreulicheren Anblick. Und nachdem er fast ein ganzes Jahr lang bewiesen hatte, dass seine Entscheidung beständig war, akzeptierte sie die Ernsthaftigkeit seiner Gefühle, und sie heirateten.

Für meine Eltern ergab sich nun die Notwendigkeit, eine sinnvolle Beschäftigung zu finden. In Anbetracht beider Lebensgeschichten lag es nahe, ein Wirtshaus zu eröffnen – was sie auch bald taten. Allerdings keines in der Nähe ihrer früheren Verbindungen, sondern eins, das jenen Unabhängigkeitsgeist bewies, den ich gern als mein Erbteil ansehen würde. Das Wirtshaus, das ich bereits erwähnte und nun bei seinem richtigen Namen nenne: Hispaniola.

Das Haus war Ehebett, Heim und Existenzgrundlage zugleich. Und ganz nebenbei noch etwas anderes. Denn hier, in einem Raum, der mit seiner Balkendecke und den vertäfelten Wänden und einem Hinterfenster, von dem aus man den Fluss überblicken konnte, eher der Back eines Schiffs glich als irgendetwas auf trockenem Boden, schenkte mir meine Mutter den Atem und wurde in ein und demselben Augenblick ihres Lebens beraubt. Davon ahnte ich natürlich erst einmal nichts. Aber vom ersten Moment meines erinnerten Bewusstseins an, das ungefähr drei Jahre später einsetzte, war ich mir darüber im Klaren, was ich verloren hatte. Um es einfach auszudrücken: Ich wuchs in einer von Schwermut verschatteten Atmosphäre auf.

Unter der Last des schmerzlichen Verlustes wäre mein Vater fast zusammengebrochen. Wenn ich das Resultat nicht

mit eigenen Augen gesehen hätte, hätte ich es von denjenigen erfahren, die in unserer Gaststube tranken und ihn schon kannten, bevor sich die Tragödie ereignet hatte. Aus ihren Erzählungen schloss ich, dass das, was ihn früher belebt hatte, nun unterdrückt war und das, was sich nach Reizen gesehnt hatte, jetzt nur noch nach Mäßigung verlangte und dass der Teil von ihm, der sich die Zukunft ausgemalt hatte, sich nunmehr an die Vergangenheit klammerte.

Man mag sich fragen, wie das Hispaniola diese Veränderungen meines Vaters überleben konnte. Schließlich ist Traurigkeit nicht gerade die gängige Kost eines Gasthauses. Dennoch überlebte es – aus Gründen, die einiges Licht auf die vielfältigen Freuden werfen, die Männer in der Welt suchen. Einige Personen, das ist wohl wahr, wussten mit seinem düsteren Charakter nichts anzufangen, und mein Vater verwies sie in andere Gasthäuser entlang des Flusses, die ihrem Geschmack eher entsprechen mochten. Aber Hinauswürfe dieser Art gab es nur wenige. Die Mehrzahl unserer Nachbarn betrachtete das Hispaniola als einen willkommenen Rastplatz in der Rauheit und Vulgarität der Welt. Sie empfanden es als einen Hafen.

Indem ich dies sage, wird mir bewusst, dass ich den Anschein erwecken könnte, mein Vater habe einen unfreundlichen und verschlossenen Charakter gehabt. Und obwohl er durchaus grimmig wirken konnte, verstand er doch die Notwendigkeit menschlicher Wesen, in dieser Welt zurechtzukommen – das schloss ich aus seiner Absicht, mir eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen, als ihm selbst zuteilgeworden war. Die Schule, die er für mich auswählte, befand sich in Enfield. Im Alter von sieben Jahren wurde ich dort aufgenommen und verbrachte, bis ich sechzehn wurde, einen Großteil des Jahres im Internat.

Diese Institution, die stolz darauf war, sich als Nonkonformistische Akademie zu bezeichnen, wurde von einem liberal gesinnten Gentleman geleitet, dessen positive Eigenschaften hohes Lob verdienen. Ich hege jedoch nicht die Absicht, mich von meiner Erzählung ablenken zu lassen, indem ich mich mit diesem Abschnitt meines Lebens beschäftige. Es genügt zu sagen, dass ich, als ich schließlich heimgekehrt war, beim Lesen und Schreiben über den »Geschmack eines Gentlemans« verfügte und eine klare Vorstellung davon besaß, was es bedeutet, sich mit angemessener Rücksicht auf andere zu verhalten. Trotz der Einflüsse, denen ich ausgesetzt gewesen war, behielt ich allerdings auch einen ausgeprägten Appetit auf das, was mich stets am tiefsten befriedigt hat: meine eigene Gesellschaft und das Leben des Flusses und der Marschen.

Bevor ich fortfahre, muss ich noch etwas anderes erwähnen – und dabei handelt es sich um ein weiteres Paradox. Nach dem Tod meiner Mutter schien mein Vater in seiner Trauer oft alles andere als grämlich zu sein. Zu verdanken war das, wie ich bereits erwähnte, seiner Gewohnheit, die Abenteuer seiner Jugend wieder aufleben zu lassen. Manchmal geschah dies auf Bitten neuer Gäste, die um seinen Ruf wussten und an seiner Geschichte Anteil nehmen wollten. Er neigte jedoch dazu, die Geschichten auch dann zu erzählen, wenn solche Bitten ausblieben, wobei er manchmal Pausen einlegte, um einen besonders gefährlichen Moment auszudehnen oder in die Hintergründe einer außergewöhnlich eindrucksvollen Person oder eines solchen Ereignisses abzuschweifen.

Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, dass die Geschichte der Schatzinsel schon lange vor Ende meiner Kindheit zum einzigen Gesprächsgegenstand meines Vaters geworden war. Ihre Bewohner waren ihm näher als die Gäste, die er bediente, und für mich waren sie lebendiger. Es waren keine

richtigen Erfindungen und auch keine historischen Gestalten, sondern eine Mischung aus beiden. So gelangte ich fast zu der Überzeugung, ihnen selbst begegnet zu sein und mit eigenen Augen die Bösartigkeit des Schiffskochs John Silver gesehen zu haben; und erspäht zu haben, wie der Schwarze Fleck Billy Bones in die Hand geschoben wurde; und meinen Vater persönlich dabei beobachtet zu haben, wie er als Kind auf den Mast der *Hispaniola* kletterte, um Israel Hands zu entkommen, dann seine Pistolen abfeuerte, worauf Hands ins klare blaue Wasser stürzte und schließlich auf den sandigen Grund sank, wo er bei den kleinen Fischen lag, die über seinem Leichnam hin und her flitzten.

Indem ich diese Gespenster beschwöre, bin ich bereit, meine Geschichte zu beginnen. Ich bitte deshalb darum, sich daran zu erinnern, wo wir vor einem Moment stehen geblieben sind – nämlich auf den Marschen hinterm Hispaniola –, und dann einige Stunden weiter zu springen. Mein einsamer Tag ging dem Ende entgegen, und ich wanderte widerstrebend nach Hause zurück. Die Dunkelheit war hereingebrochen. Der Mond war aufgegangen. Nebel kroch am Fluss entlang. Als ich vom Treidelpfad ins Haus trat, brannten Kerzen still und aufrecht in der warmen Luft des Schankraums, wo die Abenteuer meines Vaters sich vor einem Publikum aus Gästen ein weiteres Mal ihrem Höhepunkt näherten. Ich hielt mich im Hintergrund der Szenerie und entschlüpfte nach oben in mein Schlafzimmer, um ihm nicht durch die letzten Windungen seiner Erzählung folgen zu müssen.

Im nächsten Augenblick betrat ich mein eigenes Reich unterm Dach. Es war das unbehaglichste Zimmer im ganzen Haus – eigentlich kaum ein Zimmer, aber mir unendlich kostbar, weil es einem Kuriositätenkabinett glich. Die Wände waren mit Regalen bedeckt, auf denen ich die Federn,

Muscheln, Eier, verwachsenen Holzstücke, Seilenden, Schädel, merkwürdigen Knoten und andere Trophäen drapiert hatte, die ich im Lauf meines kurzen, aber geschäftigen Lebens in der Marsch gesammelt hatte. Und in der Mitte dieses Kabinetts stand mein Krähennest – das ich korrekterweise als mein Bett bezeichnen muss –, in dem ich jede Nacht lag und das sich drehende Universum beobachtete. Hier legte ich mich endlich zur Ruhe. Und hier wandte ich auch mein Gesicht zum Fenster.

Der Treidelpfad lag verlassen, gemustert von einem großen Lichtviereck, das aus dem Fenster des Schankraums brach. Das Mondlicht nivellierte die Marschen ringsumher zu einer graugrünen, pulvrigen Gestalt. Der Fluss erschien wie eine reichere Spielart des Nichts – ein gigantischer Barren reinen Silbers, nur dass er sich hin und wieder kräuselte, wenn ein Baumstamm lautlos vorbeitrieb oder sich ein Strudel bildete und wieder verschwand.

Ich lag so lange da und schaute zu, bis mich ein Gefühl der Verzauberung überkam, weshalb ich nicht genau sagen kann, wann das Boot mit der darin sitzenden Person erschien. In einem Moment war die Wasseroberfläche noch leer. Im nächsten zeigte sich bereits ein sichelförmiger Bootsrumpf, in dessen Mitte aufrecht eine Gestalt saß und, Ruder in beiden Händen, den Kahn gegen die Strömung hielt. Was für eine Gestalt, vermochte ich nicht zu sagen, nur dass sie schlank und jugendlich zu sein schien. Ihr Kopf war von einem Schal verhüllt und das Gesicht unsichtbar.

So spät in der Nacht war das ein ungewöhnlicher Anblick. Noch bemerkenswerter war die Art und Weise, mit der die Gestalt mich direkt anzustarren schien, obwohl sie mich durch das lichtlose Fenster wahrscheinlich gar nicht sehen konnte. Ich stützte mich auf die Ellbogen, verlieh meinem

Interesse aber durch keine weitere Geste Ausdruck. Während ich das tat, ließ die Gestalt das Ruder in ihrer rechten Hand los, gab dem Boot eine kleine Drehung, hob die Hand zu einem stummen Gruß und winkte mir dann, näher zu kommen.